

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1977)

Artikel: Das Faustloch, eine Schachthöhle im Habkerntal
Autor: Maler, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Faustloch, eine Schachthöhle im Habkernthal

Die geheimnisvolle, verborgene Schlucht

Ein Geheimnis ist es zwar nicht mehr, dass in den Thunersee ein Bach mündet, den noch keines Menschen Auge jemals hat fließen sehen. Diesem Thema sind seit Jahren viele Berichte, Abhandlungen und Vorträge gewidmet worden, und man weiss: im See bei Sundlauenen mündet eine Schlucht mit einem zeitweise wild spuckenden Flusse, der sogar von Schmelzwassern aus der luzernischen Schrattenfluh genährt wird. Färbungen (s. Jahrbuch 1971) haben das bewiesen, zugleich aber auch, dass die Wasser vom Hohgant, dem Trogenhorn, dem Grünenberg, der Sieben Hengste und dem Seefeld mit dabei sind. Das Wasser findet also da und dort Zutritt zu dem tiefliegenden Flusse – und der Mensch?

Kein Geheimnis also: Bach und Schlucht existieren – und sicher seit Urzeiten, denn sie folgen einem langen Risse – einer Verwerfung – die seit der Alpenfaltung vorhanden ist. In diesen langen Zeiten hat der Fluss genügend Gelegenheit gehabt, sich ein immer tieferes Bett «auszufressen», wie dies alle fließenden Gewässer tun. Ja, es muss da heute ein gewaltiger Tunnel oder ein tiefer «Sägeschnitt» im Berge liegen ... aber wie fassen wir ihn endlich?

Dies ist das Problem der Höhlenforscher vom Thunersee bis ins luzernische Sörenberg. In vielen Schachthöhlen stiegen sie zur Tiefe und hofften, diesmal die Zutrittsporte gefunden zu haben: im Septemberschacht, Innerbergli – 50 m usw.; im Tüfelsbrüggschacht, Traubach – 40 m; im Seefeld (Réseau Sieben Hengste) bei – 550 m; im Bärenschacht ob Waldegg, Beatenberg – 565 m; im Faustloch – 700 m ... Scheint es nicht möglich, das geheimnisvolle – obschon bekannte – Gewässer endlich zu Gesicht zu bekommen? Das *Faustloch* kommt diesem Ziele am nächsten. Es verdient im übrigen, als sagenhaft schönes Naturwunder, hier einmal vorgestellt zu werden.

Entdeckung und erste Forschungen

Drei Spéléo-Kameraden der Arbeitsgemeinschaft Bärenschacht/Faustloch (Sektionen SGH Interlaken, Basel, Bern) wanderten im Frühling 1970 dem Seefeld zu. Auf der Chromatte fiel ihnen auf, dass ein grosser Schmelzwasserfall über die Pfadliwand herunterstürzte, unten am Wanderweg jedoch nur als kleines Bächlein in einer Doline verschwand. Es musste also weiter oben noch andere Wasserschwinden geben! Sie wurden auch prompt gefunden, doch sind sie – wie fast alle ihresgleichen – absolut unbetretbar. Durch puren Zufall bemerkte aber einer der drei ein stark blasendes, faustgrosses Loch unter einem Busch Heidelbeerstauden. Es war windstill auf der Alp, aber Gräser und Würzelchen wippten vor der Öffnung. Rufe, Gelächter, ein Spatenstich, Interesse, einige Sprengschüsse und knorziges Ausräumen, Staunen! Bereits nach 6 m Schluf stand man in einer steilen Halle mit starkem Winde. Die Fortsetzung forderte mehrere Touren. 300 Meter Gang konnten gemessen werden, dann aber taucht das Faustloch in schwarze Tiefe – zusammen mit zwei hereinstürzenden Wasserfällen!

Kletterei unter Tag

Seit 1970 hat nicht nur der verborgene Fluss viel Wasser gewälzt! Es tat sich auch allerlei in der Speläologie (Höhlenforschung). Damals wies das Faustloch das freche Eindringen des Menschen noch unmissverständlich ab. Die Strickleitern schlingerten mitten unter die Wasserfälle, die Sicherung war nicht gewährleistet, der Aufstieg nur im eiskalten Wasser möglich – oder eben unmöglich ... Das sollte aber ändern!

Es entwickelte sich, besonders in Frankreich, eine neue Spéléotechnik und damit eine Anzahl modernster Abseil-, Sicherungs- und Aufstiegsgeräte (das wichtigste, der Jümar-Steigbügel ist allerdings eine Berner-Oberländer-Erfindung!) Dazu wurden wasserdichte Anzüge geschaffen und neuartige, vielfältige Ankerhaken in grossen Serien fabriziert. Bereits 1974 konnte das Faustloch mit modernsten Mitteln und grössten Hoffnungen neu angegriffen werden.

Die wasserdurchstäubten Schächte wurden nun der Reihe nach überlistet: man suchte oben so weit als möglich vom Wasser wegzukommen – dies

zum Teil mit Hilfe von Stahlrohrrampen – und unten wird der Abseilende durch ein Stahl-Leitseil aus dem Falle weg an den sichersten Platz gezogen. So wurden der Zweifallschacht von 8 m und der nächste von 12 m «trocken» bewältigt. Der nächste mit 33 m Tiefe, musste mühevoll durch Seilquergang «getrocknet» werden. Das verhindert nicht, dass man unten mangels besserer Lösung mitten durch den Fall im schmalen Raum queren muss! Der sogenannte 5. Schacht schiesst schräg in unausleuchtbare Tiefe. 25 m am Leitseil knapp am dicken Wasserstrahl führen auf eine kleine Standplatte, von der aus man den Fall in einem russschwarzen Loch verrauschen sieht, ohne dass er den Fels mehr berührt. Ein schauderhafter Ort! Aber die ersten Kletterer suchten sich einen einladenderen Weg. Erst verankerten sie sich gehörig und schwindelten sich in dem dort grossen Raum schräg durch die linke Wand hinüber, fort aus dem Bereich des schwarzen Schlundes. Sie erreichten einen Boden aus riesigen Blöcken, die hier in der tiefen Spalte verklemmt sind. Durch Zwischenräume in diesem «Boden» hörten sie abrollende Steine zischend entschwinden. Bei jedem Schritt lösten sich anfänglich solche Steinlawinen – und hier galt es abzuseilen!

Sie entfernten sich geschickt weit aus dem Bereich des Wasserfalls und erst recht noch des Steinschlags: ein neuer Seilquergang an der Münsterspitze, 140 m Schacht unter den Sohlen, lehmig glitschige, bröckelnde Wände! Das Einseilen in den neuen Schacht ist noch heute ein kräftiges Abenteuerchen, ebenso das freihängende Umsteigen auf ein neues Seilpaar, rundum keine Wand mehr in Sicht. Nach 80 Metern Fahrt gibt's Unterbruch: Landung auf riesiger Geröllhalde und Wanderung rund um den Wasserfall herum, der hier nur noch Staub und gewaltiger, eiskalter Wind ist. Schräger Abstieg in der immensen Halle bis auf einen weissen Klemmblock, der das breite Maul der Schachtfortsetzung überbrückt. Die eben durchmessene Halle ist hier rund 100 m hoch, 100 m lang und 40 m breit, also ein ordentliches Münster!

Nur *ein* schwerer Nachteil belastet bis hier das Faustloch: es durchquert eine tiefe Schicht von Hohgantsandstein. Der ständige Wasserstaub hat alle Wände bis metertief ins Gestein hinein durchfeuchtet, durchfault. Nicht zu vergessen: hier gibt es keinen Frost, der faules, nasses Gestein winters zum Absturz bringt. In diesem Sinne sind unsere Felsen draussen vom Wetter weitgehend «gesäubert». In der Höhle kann der Fels tief eingefault sein, und er steht immer noch, aber trügerisch! Über dem Zweifall-

schacht genügte z. B. ein Hammerstreich, um gegen 100 kg zum Ausbruch zu bringen. Desgleichen – und viel gefährlicher – über dem 80-m-Schacht, wo 16 Anker gesetzt werden mussten, um einigermaßen sicher zu sein, dass die Seile wirklich hielten.

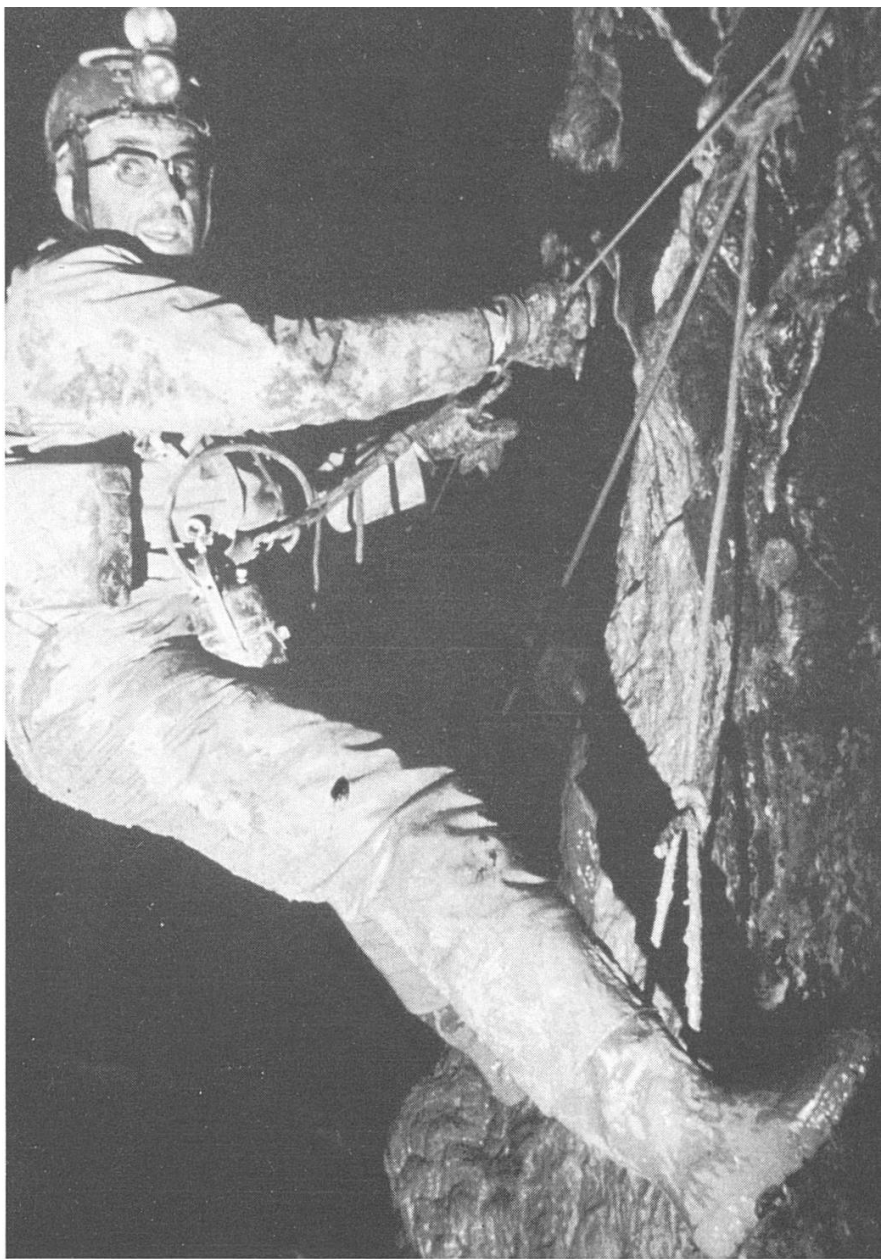
Doch hier, auf der höllischen Brücke über den neuen 60-m-Schacht, da ändert die Lage: Der Block ist weiss, die jenseitige Wand auch: Schrattenkalk. Harter, unfaulbarer Kalk! Ein einziger Anker genügt, und die letzten 60 m des ersten Abschnittes im Faustloch werden lächelnd durchfahren! Unten eine Riesenhalle, diesmal zum Teil vollgesperrt mit hausgrossen Sturzblöcken. Man klettert um, über, unter sie, um durchzukommen. Nach zeitraubendem Zickzack erreicht man die fast kilometerlange

Mäanderschlucht

Nun ist man mit dem Wasser unterwegs, ein Ausweichen nur selten mehr möglich. Die Schlucht ist zwischen 30 und 40 m hoch und windet sich in dieser ganzen Höhe mit aller Phantasie der Flüsse durch den Kalk. Welch überwältigende Arbeit aus Hunderttausenden von Jahren! In einer Halle neigt ein verklemmter Felsblock von beängstigender Wucht sich tief auf den einzigen Durchgang herab. Gleich drauf betritt man heute eine fixe 10-m-Leiter und etwas weiter drüben einen Umlaufgang mit feuerroten Tropfsteinen. Wieder wird ein Seil passiert, dann taucht man unter einem bedenklich labilen Schuttberg durch; einen weiteren umgeht man. Gefährliche, tiefe und messerscharfkantige Strudellöcher lauern auf einen Fehltritt, nadelspitze Angeln stehen aus den Wänden vor, tiefe Seelein warten auf Badegäste. Und wieder Leitern, und wieder Balancekünste über Blockschnitten, wieder oben, wieder unten durch. Es wird trotz aller wilden, hinreissenden Schönheit auch dem eingefleischten Höhlenforscher genug. Wie lang doch noch bis zum Thunersee?!

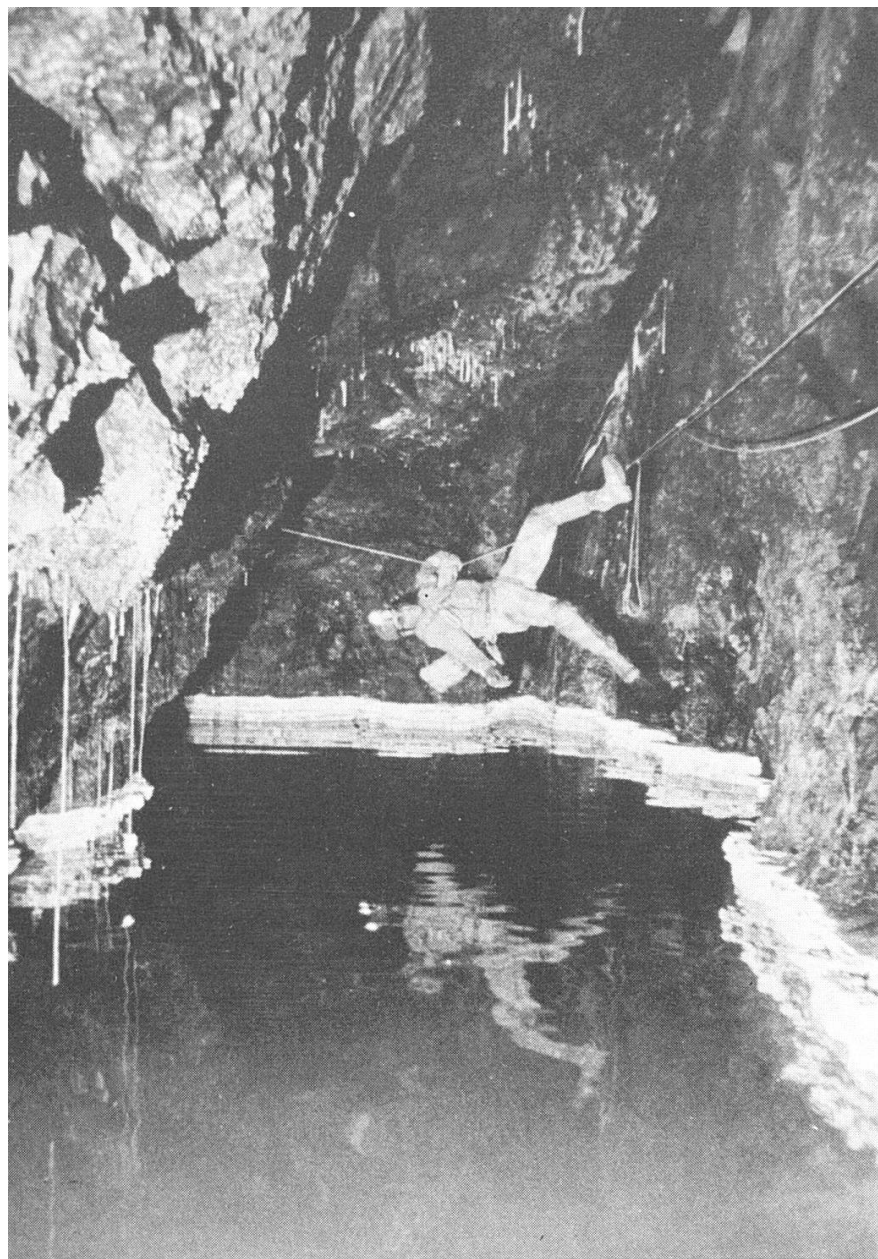
Wir Leser spazieren in Gedanken mit; wir können aber kaum ahnen, wieviele Höhlentage draufgingen, bis die Schlucht besiegt war. Zwar war es nie entmutigend oder gar langweilig; nein, man fieberte von Expedition zu Expedition. Die Hindernisse waren ja absolut unvorhersehbar – und deshalb auch gefährlich. Oft musste nur mangels Leiter, Seilen, Haken erneut abgebrochen werden – wieder zurück, wieder die 250 m Seilstrecken hoch!

Rechts: Beginn der Seil-
traverse über den grünen,
tiefen Winkelsee. Vertrauen
in die simplen Felshaken und
Seile bedeuten hier alles! Ans
Schwimmen mit gefüllten
Kleidern und Stiefeln im
eisigen Wasser, mit dem vielen
Eisen der Ausrüstung, denke
man lieber nicht.



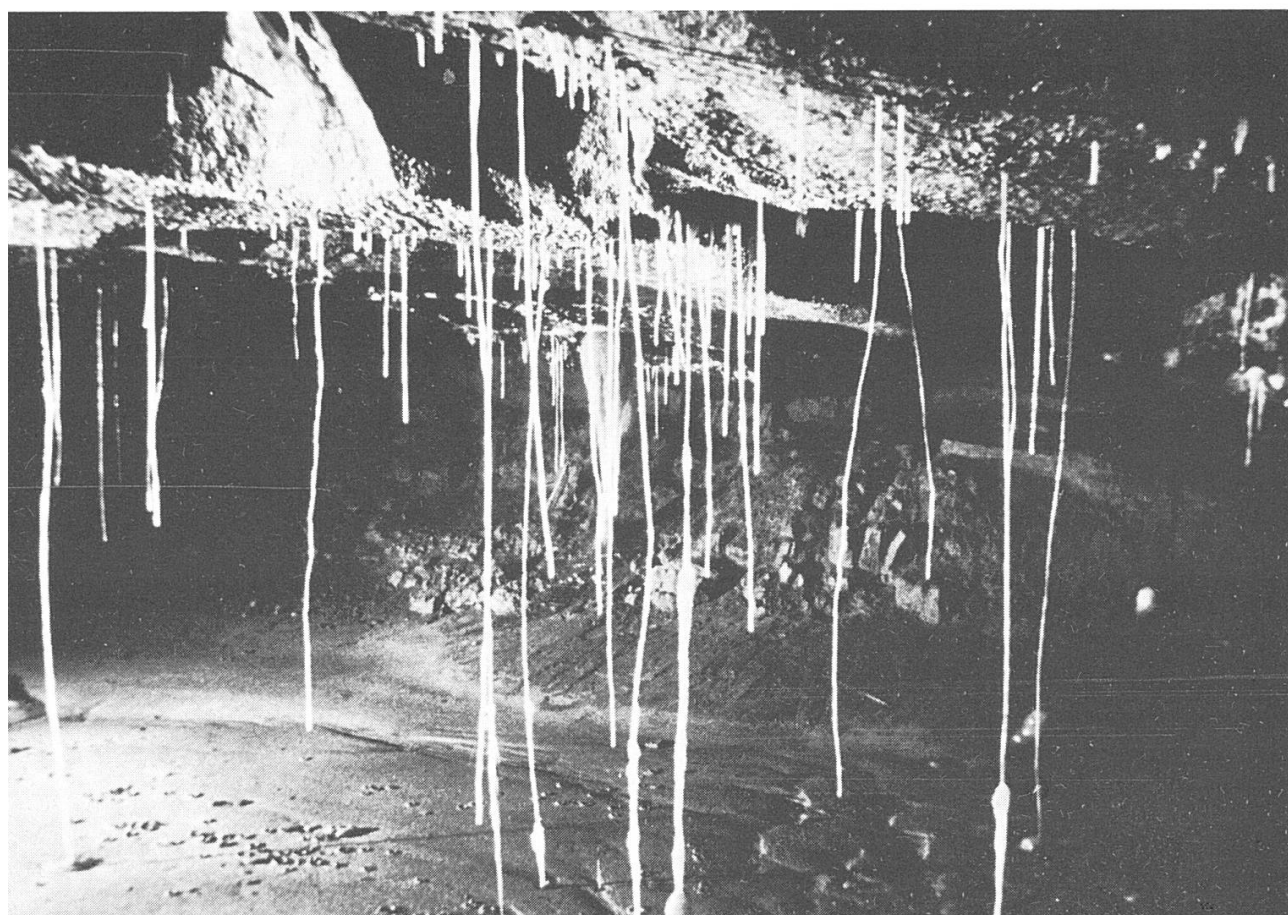
Unten: Unterwegs im Oster-
gang. Kein Meter ohne
Staunen!





Links: «En tyrolienne» über den Winkelsee. Er war vorerst ein sehr beachtliches Hindernis. Die zwei Seilstrecken, eine an der Wand, die andere an der Tunneldecke, stellenweise dicht über dem grünen, eiskalten Wasser, verwandelten es in ein lustvolles kleines Höhlenintermezzo.

Unten: «Spaghetti»-Schmuck unmittelbar beim grossen Biwak.



Es entstand unten an den tiefen Schächten ein gut ausgestattetes Notbiwak und draussen auf der Alp in einer Hütte ein vollbestücktes Basislager. Wer aus der Höhle kommt, ist trotz Superausrüstung durchnässt und gefriert unter Umständen sofort zu einer Eispuppe mit Gliedern, die wie Scheunentore ächzen und quietschen. Sofort werden die Kameraden gehörig geheizt, getrocknet und gespeist. Darauf fällt jeder Behandelte im warmen Raume augenblicklich in den lang entbehrten Schlaf...

Zurück in den Mäander! Er wird schuttiger, enger, niedriger. Was soll das bedeuten? Wir stehen bei 450 m unter Eingang – und plötzlich saust der Bach in einen Schacht weg. Der trockene, scherbige Gang leitet noch 50 Meter weiter, dann endet er jämmerlich an einem Sperrblock. Doch seitwärts umkriecht man ihn ein kleines Bisschen... und steht in einem völlig neuen, ganz unbegreiflich schönen, elliptischen Tunnel mit kleinen Kristallseelein und ungezählten Tropfsteinen in Weiss, Schwarz, Gelb, Rot, Braun, meliert, getupft und in unbeschreiblicher Vielzahl von Formen. Bis hierher war die Höhle ständig von Tosen, Rauschen, Gurgeln, Donnern und Plätschern erfüllt – hier herrscht Kirchenstille, und wieder atmet man Jahrhunderttausende, sofern man versteht, was da sichtbar wird.

Der neue Teil erstreckt sich über einen guten Kilometer und enthält das Schönste, Feinste und Wertvollste, was eine Schweizer Höhle bieten kann, in dichtgedrängter Folge. Da sind einmal die bereits erwähnten Farben, da gibt es alle unmöglichsten Formen – sowohl in Räumen wie an den Tropfsteingebilden. Eigrosse Gipskristalle lagern in gewissen Lehmhängen und wunderbare Gipsblüten überraschen in ihrer Vielfalt. Dem Höhlenforscher lacht das Herz: er kann in den Socken auf poliertem Boden oder Sand promenieren, er kann klettern oder schwimmen (was nicht genussreich ist), oder er kann graben. Ja, Fortsetzungen sind hier sicher, aber zu ergraben. Weder der Promenaden – noch der Ostergang sind «fertig».

Einstweilen aber wird mal biwakiert, lieber Leser! Ein Traumbiwak gibt es hier gleich beim Einschlupf in den Promenadengang! Auf einer Bühne eines Stadttheaters könnte kein eindrucklicheres, phantasievolleres und bequemerer gezeigt werden. Ja, dort würde man lachen über ein solches Bilderbuchbiwak! Es gibt hier alles für einen schmutzigen, hungrigen und müden Forscher. Und wenn's noch etwas nicht gäbe, wäre es das nächstmal bestimmt da.

Ein Biwak ist ja eine durchaus menschliche Einrichtung. Dennoch braucht es einiges von der Natur – und eben das ist hier in jedem Masse vorhanden: einmal sehr viel Platz zum Umziehen, Ab- und Auslegen von Ausrüstung, Klettermaterial und Transportgütern, Platz für Lebensmittel, für die Küche, für bequemes, trockenes Schlafen, für Werkstattarbeiten, für Toilette usw.; die Luft ist gut, kein Durchzug und doch genügende Lüftung, es ist ruhig – man schläft wie im Himmel – und zu allem sind die Raumform und der Deckenschmuck einzigartig schön.

Jede Forschungsexpedition bedingt grosse Vorbereitungen. Für das Faustloch in besonderem Masse. Dieses Biwak muss mit vielen Vortransporten jedesmal neu ausgerüstet werden. Lebensmittel, Brennstoff und Forschungsmaterial sind die wichtigsten Güter nebst vielen andern leicht ausdenkbaren. Diese Transporte führen nur besttrainierte, mit der Höhle vertraute «Spéléos» aus. Eine grosse Arbeitsleistung steckt dahinter und erst recht ein einschneidender materieller Einsatz. Die Höhlenforschung wird nicht subventioniert!

Der wichtigste Grund zur peinlichst geplanten Ausrüstung des grossen Biwaks ist einleuchtend: für 2 bis 3 Wochen über die geplante Dauer einer Expedition hinaus darf es an nichts Lebenswichtigem fehlen. Das Faustloch wird im Winter erforscht. Es kommt aber öfters vor, dass plötzliches Tauwetter mit Hochwasser den Ausstieg verunmöglicht. Seltsam – die hohen Schächte bleiben ganz gut befahrbar, nur der oberste Zweifallschacht wird zum Taucherproblem, bleibt aber bezwingbar. Die Mäanderschlucht jedoch wird zur toddrohenden Barriere. Keiner könnte sich 2 m hohem, reissendem Wildwasser entgegenkämpfen. Also heisst es im Biwak warten, bis das Getöse aus der Schlucht verebbt – und das könnte einmal doch auch längere Zeit dauern! Gefahr droht dabei keine. Geduld und Arbeit füllen jedenfalls die Wartezeit.

Arbeiten

Was wird denn gearbeitet? Zählen wir kurz auf: Vermessen und Zeichnen als Erstes; Befahren und Messen von kleinen Seitenästen; Fotografieren! Hierzu eine besondere Erklärung: Diese Tätigkeit wird unter Tage zu einer kleinen Wissenschaft und Fingerspitzenkunst. Ein einziges sehr gutes Bild pro Film erfüllt den Schreibenden mit Glückseligkeit – ihm

fehlen Erfahrung und spezielle Begabung. Andere verzeichnen zwar mehr Erfolg, haben aber Hunderte von Bildern und viele Wochen Lehrzeit verschossen, bis es so weit gekommen ist. Seltsame Probleme stellen die Wahl des Objekts, des Standorts, des Ausschnittes, des Abstands, Menge, Richtung und Plazierung der Lichter, Verhinderung von Nebel usw. Da spielt die Wahl des Apparates, der Linsen; da muss meist mit lehmigen, sandigen, staubigen Fingern hantiert werden, dazu im Stockfinstern, denn Karbidlicht verfälscht die echten Farben, und so fort. Die Höhlenfotografie verschlingt eine sagenhafte Unmenge von Zeit. Und wir brauchen ja dringend gute Bilder für Vorträge und Publikationen!

Andere Arbeiten bieten zum Beispiel auch ansteigende Schlote, die in Extrem-Klettertechnik «erschlossert» werden – das verschlingt Zeit und enorme Kräfte. Verschiedene Stellen sind zu durchgraben, wie schon erwähnt. Das ist wiederum kaum vorstellbar. Der Gräber liegt in seinem Schutt, Lehm, Schlamm total eingebettet, kratzt dicht vor seiner Nase, beseitigt das Material wie ein Maulwurf. Eigentlich ein purer Wahnsinn – und doch sehr oft erfolgreich, ja der Schlüssel zu grossen neuen Paradiesen!

Ausserordentlich interessant ist die Suche nach echten Höhlenlebewesen. Bisher sind acht Höhlentiere gefunden worden, natürlich sehr kleine, wie Milben, Asseln, Krebschen, Mücken, Würmchen. Sicher gibt es deren Dutzende; aber sie müssen eindeutig belegt werden. Diese Arbeiten werden noch Jahre beanspruchen. Die gefundenen Wesen gelangen konserviert ins Genfer Naturhistorische Museum und werden dort von Spezialisten bestimmt. Eines unserer acht Tiere ist bisher allein aus dem Faustloch bekannt; sonst existiert es nirgends!

Tiefer und tiefer!

Der Faustloch-Eingang liegt 1520 m ü. M., das Biwak rund 500 m tiefer. Das vornehmste Ziel der Forschung hier liegt ja aber im Erreichen der verborgenen Schlucht! Das Faustloch ist bloss ein Zubringer dazu – soviel hat die Färbung bewiesen. Also los, dem Wasser nach!

Das erwähnte Schluckloch, das den Hauptbach verschlingt, frisst jetzt auch uns. Nach 10 m Abstieg Verengung auf doppelte Mannsdicke – die eine für den Mann, die andere dem Wasserfall – natürlich nur bei dessen

Tiefststand! Gleich anschliessend wieder 15 m freier, breiter Fall. Zweite, ähnliche Verengung, schwarzer, seifiger Fels = Drusbergmergel – eine böse Hypothek. Er ist weitgehend wasserresistent und wenig höhlenfreundlich.

Eine grosse Erweiterung: voll Schutt. Der Bach stürzt drein und ist verschwunden ohne das kleinste Seelein zu hinterlassen. Hier ist unser Höhlenforschersieb!

Hoffnung besteht, da einmal durchzudringen. Da kein Rückstau, gibt es also keinen Lehm, Schlamm, Kies. Der Schutt und Blöcke werden zu überwinden sein. Aber: viele entsetzliche Grabungswochen harren der Besessenen, die hier graben mögen: Wassersturz auf die Köpfe, eisig kalt; Wassersereinbruchsfahr; jeder Stein muss in einem Korb hochgezogen und im flachen Gang droben vermauert werden (sonst kann er später drunten einen erschlagen). – Bisher gabs genug wichtigere Arbeit, man verzichtete, obschon hier die grosse Chance liegt.

Trotzdem ist das Faustloch mit – 700 m die tiefste Schachthöhle der Schweiz! Unweit des Biwaks beginnt eine mäandrierende, uralte Spalte, der Blumenkohlgang. In stillen, kleinen Seelein blühen Tausende von weissen Kristallblumen von – eben Blumenkohlform. Nach anfänglichem fast Gradaus fällt er plötzlich in eine Reihe russschwarzer, enger, triefender Schächte. 200 m geht es fürchterlich mühsam voran, fast zuunterst einmal sogar bis zum Hals im Wasser, dann wieder gross, geräumig, gestuft und plötzlich verengend auf einen verlehmtten Schuttboden. – 700 m! Es fehlen lumpige 300 m Tiefe und man stünde am Syphon mit gleichem Pegel wie der Thunersee – aber die Schlucht? Sie ist noch nicht erreicht. Sie liegt im Bereiche des «Höhlenforschersiebs» unweit des Biwaks!

Hiermit ist das Faustloch dem Leser einmal vorgestellt. Es birgt noch viel Bekanntes und Unbekanntes, vor allem noch einen riesigen Bedarf an Forschungseinsatz. Im Faustloch «liegt noch alles drin». Es ist ein Tor zur gesuchten Unterwelt – aber es enthält ungeahnte Paradiese genau wie ungeahnte Höllen – eigentlich die «gewohnte Mischung», der wir im oberirdischen Leben dauernd gegenüberstehen.